

ERIN KELLY
Das Gift des Sommers



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Eine Begegnung im Sommer des Jahres 1997 verändert das Leben der Londoner Studentin Karen Clarke für immer: Als sie Biba Capel trifft, ist Karen von der glamourösen jungen Frau sofort fasziniert. Biba verkörpert genau jene Unbeschwertheit und Lebensfreude, die Karen selbst fehlt. Sie besucht Biba in deren Familienwohnsitz, einem alten, langsam verfallenden Herrenhaus im Londoner Stadtteil Highgate, wo Biba zusammen mit ihrem etwas rätselhaften Bruder Rex lebt. Im Laufe des Sommers erliegt Karen dem Zauber des alten Hauses und seiner bohemienhaften Bewohner, um die sich ein exzentrischer Freundeskreis schart. Doch die Idylle täuscht. Zunehmend wird Karen, die sich mittlerweile in Rex verliebt hat, in die tragische Familiengeschichte der beiden Geschwister hineingezogen. Und zu spät erkennt sie, dass sich im Innersten der ausgelassenen Lebensfreude etwas Zerstörerisches verbirgt, genährt aus Gefühlen der Verlassenheit, Einsamkeit und Schuld. So endet der Sommer schließlich mit zwei Toten, und Karens gerade gefundenes Glück liegt in Trümmern.

Zehn Jahre später wird klar, dass die damaligen Ereignisse noch längst nicht abgeschlossen sind. Und so holt die Vergangenheit Karen, Biba und Rex wieder ein – mit tödlichen Konsequenzen ...

Autor

Erin Kelly wurde 1976 in London geboren und ist in Essex aufgewachsen. Sie studierte Englische Literaturwissenschaft an der Warwick University und arbeitet seit 1998 als Journalistin. Sie schrieb unter anderem für die Sunday Times, den Sunday Telegraph, die Daily Mail und für Zeitschriften wie Psychologies, Marie Claire, Elle und Cosmopolitan. »Das Gift des Sommers« ist ihr erster Roman. Erin Kelly lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in London.

Mehr zur Autorin und ihrem Werk finden Sie unter www.erinkelly.co.uk

Erin Kelly

Das Gift
des Sommers

Thriller

Aus dem Englischen
von Rainer Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »The Poison Tree« bei Hodder & Stoughton
An Hachette UK Company

Der Abdruck der Zeilen aus dem Gedicht »The River Road« von
Sean O'Brien, aus: Sean O'Brien, *The Drowned Book*, Picador, 2007,
erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Pan Macmillan, London.

Die Übersetzung des Gedichts »The Poison Tree« von William Blake
unter dem Titel »Der Giftbaum« wurde entnommen aus: Alexander
von Bernus, (Hg.), *Das irdische Paradies, Englische Lyrik des 19. Jahr-*
hunderts. Copyright © 1947, Verlag Hans Carl, Nürnberg.

Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des
Fachverlags Hans Carl GmbH, Nürnberg.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2012
Copyright © der Originalausgabe 2009 by Erin Kelly
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagfoto: Alexis Rodriguez-Duarte
Redaktion: Gerhard Seidl
AB · Herstellung: Str.
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-47477-6

www.goldmann-verlag.de

Dieses Buch
ist dem Vater meines Kindes gewidmet.

So ging's mit uns an Sommerabenden
in Zeiten, da wir Kinder waren
und dachten, Liebende zu sein.

»The River Road«, Sean O'Brien

PROLOG

Ich lasse das Telefon aus der Hand fallen. Zuerst lähmt mich die Panik, dann belebt sie mich wieder. In meinen Fingerspitzen kribbelt es, als ich auf dem Couchtisch umhertaste und erst meine Autoschlüssel und schließlich mein Handy packe. Es ist, als hätte ich vier Arme und vier Beine, während ich versuche, mich im Dunkeln anzuziehen; ich streife meine Jacke über und steige in ein Paar übergroße Lammfellstiefel, die ich normalerweise als Pantoffeln trage. An der Tür zögere ich eine Sekunde, dann stürze ich noch einmal zurück zu meinem Schreibtisch und wühle in der Schublade nach meinem Pass und einer Kreditkarte, die ich für Notfälle dort aufbewahre. Lautlos ziehe ich die Tür hinter mir zu, aber in meinen Ohren rauscht das Blut. Mit zitternden Händen drehe ich den Schlüssel zweimal im Schloss: um jemanden einzusperren oder um jemanden draußen zu halten, kann ich noch nicht wissen.

Draußen gehe ich wie auf rohen Eiern, aber etwas knackt und schmatzt unter meiner Sohle, als ich eine Schnecke zerquetsche. Am Gartentor trete ich in eine Pfütze, und kaltes Wasser dringt durch das weiche Wildleder meiner Schuhe und leckt unangenehm an meinen nackten Zehen.

Im dunklen Innenraum des Wagens starte ich den Motor und ziehe den Kopf zwischen die Schultern, als die Lüftung mir eiskalt entgegenbläst und die Wattewölkchen meines Atems vertreibt. Meine Hände sind so kalt, dass sie sich

nass anfühlen; erleichtert finde ich ein Paar Wollhandschuhe zusammengeknüllt in meiner linken Tasche. Bevor ich sie anziehe, vernichte ich mit meinem Handy die Spur des letzten Anrufs. Ich rufe den Apparat im Haus an, warte auf das Klicken der Verbindung und trenne sie, bevor es klingeln kann. Die Windschutzscheibe ist beschlagen, und ich habe keine Zeit zu warten, bis die Heizung das Glas von der Feuchtigkeit befreit. Ich wische ein Bullauge in das Beifahrerfenster und spähe zurück in die dunkle Nische des Schlafzimmersfensters. Wenn er mich gehört hätte, würde dort jetzt Licht brennen. Seine Silhouette wäre im Fenster zu sehen, und sein Mund würde meinen Namen formen. Würde mich das aufhalten? Würde irgendetwas mich aufhalten?

Der Wagen steht mit der Front zur Vorderseite des Hauses. Wenn ich die Scheinwerfer einschalte, werden sie ins Fenster leuchten; also lasse ich das Licht aus und rolle mit nur handgroß klar gewischten Stellen in den Scheiben auf die Straße hinaus. Erst als ich mich ans Ende unserer Straße getastet habe, blende ich das Fahrlicht auf. Die Landschaft ist bereift und kahl. Unbelaubte Hecken werfen gespenstische Schatten auf die schmale Straße vor mir, und auf den hohen Böschungen ragen Umrisse in Menschengestalt. Die Toten, die Verschwundenen und die Vermissten umgeben mich jetzt, Geister, die zu bedrohlichen Gespenstern geworden sind. Ich habe Angst, mich umzusehen. Sie verfolgen mich, und ich fahre aggressiv, selbstmörderisch, und gerate auf das Grasbankett, da ich viel zu schnell durch eine unübersichtliche Kurve steuere. Der Sicherheitsgurt beißt in die Haut zwischen meinen Brüsten, als ich hart bremsen, um nicht auf den Lastwagen aufzufahren, der plötzlich vor mir auftaucht. Es ist ein dreckiger Wagen von unbestimmbarer Farbe. Werkzeug liegt lose auf der Ladefläche herum, und er

fährt so langsam, dass der Fahrer betrunken sein muss. Mir bleibt nichts anderes übrig, als im Schneckentempo hinter ihm herzufahren.

Ich sollte diese Zwangspause nutzen, um mir ein paar Gedanken zu machen. Aber die Situation lässt das nicht zu. Ich fahre allein, in Pyjama und feucht durchnässten Stiefeln, mitten in der Nacht auf einer Landstraße. Niemand weiß, wo und warum ich unterwegs bin, und indem ich in meinem eigenen Haus angerufen und damit die Nummer des vorigen Anrufers gelöscht habe, habe ich den einzigen Hinweis getilgt, den ich hätte hinterlassen können. Ich hatte nur an die anderen gedacht, aber zum ersten Mal kommt mir der Gedanke, dass ich selbst in Gefahr kommen könnte, wenn ich weitermache.

Auf dem Tacho sehe ich, dass wir uns mit vier Meilen pro Stunde voranbewegen. Ich hupe und blinke, aber an dem kalten blauen Schimmer in der Fahrerkabine erkenne ich, dass er telefoniert. Ich rufe mir die Straße vor uns ins Gedächtnis. Ich bin so oft auf ihr gefahren, dass ich jedes Schlagloch, jede Welle, jede Delle kenne. Ich hole tief Luft, schalte, dass das Getriebe kracht, und schieße auf den Überholstreifen. Der Fahrer des schwarzen Wagens, der mir entgegenkommt, hatte die gleiche Idee, und wir streifen einander im Vorbeifahren mit dem widerlichen Kreischen von Lack an Metall. Ich gebe Gas. Soll er mich doch verfolgen, wenn er deshalb Theater machen will. Mein linker Außenspiegel ist aus der Halterung gerissen und baumelt leblos an einem einzelnen Draht wie ein abgetrenntes Glied, das nur noch durch eine Sehne mit dem Körper verbunden ist. Der andere Autofahrer hupt wütend, während er in Richtung meines Hauses weiterfährt. Der Lastwagen ist jetzt zwischen uns, und es ist zu spät, sich umzudrehen und zu sehen, ob

der andere Fahrer allein war oder jemanden bei sich hatte, ob es ein normaler Personenwagen war oder ein Taxi.

Ich nehme mein verrücktes Tempo wieder auf. Erst ein Schild, das eine Radarkamera ankündigt, lässt mich langsamer werden. Am Stadtrand verwandeln sich die überwucherten Bankette in schmale Gehwege, und die Bäume werden spärlicher und machen Platz für Häuser, einen Pub, eine Tankstelle. Laternenpfähle erscheinen, mit Kugeln im viktorianischen Stil, die leuchten wie eine Kolonne von kleinen Monden, und mir geht ein vergleichbar helles Licht auf: Das ist es! Das Ereignis, das ich über ein Drittel meines Lebens hinweg erwartet und gefürchtet habe, ist endlich da.

Es ist plötzlich sehr heiß im Auto. Meine Hände schwitzen in den Handschuhen, meine Augen sind trocken, und meine Zunge klebt am Gaumen. Um meiner Familie willen habe ich schon so viel aufgegeben, so viele schreckliche Dinge getan, dass ich jetzt nur weitermachen kann. Ich weiß nicht, was mit uns passieren wird. Ich habe Angst, aber ich fühle mich stark. Ich habe die Kraft einer Frau, die alles zu verlieren hat.

E I N S

Ich versuche, die Stadt mit seinen Augen zu sehen. Es waren nur zehn Jahre, aber London hat sich verändert. Wird er die subtilen Wandlungen des letzten Jahrzehnts bemerken? Registriert er das Fehlen der Telefonzellen, die Vermehrung der polnischen Lebensmittelgeschäfte? Was ist mit den Fußgängern, aus deren Ohren sich weiße Drähte in ihre Taschen schlängeln? Mit den roten Kreisen auf der Straße, die uns in der Staugebührzone begrüßen und aus ihr entlassen? Ich kann es nicht erwarten zu erfahren, was er denkt. Aber sein Blick ruht auf den Ahornsamen und Blättern, die hinter den Scheibenwischern klemmen. Er war nie ein großer Redner, aber dieses Schweigen ist zermürend.

Alice redet genug für uns drei; ein hell klingender Bewusstseinsstrom fließt vom Rücksitz zu uns nach vorn. Sie hat diese Reise von Südostlondon zu unserem Haus an der Küste von Suffolk in jedem Jahr ihres Lebens vier Mal unternommen. Sie fährt gern durch die Stadt nach Hause; lieber schleicht sie durch die schmutzigen Straßen, als auf der Autobahn außen herumzufahren, auch wenn das unsere Fahrt um Stunden verlängert. Ich behalte mir diese Route immer als spezielle Belohnung vor, die sie bekommt, wenn sie sich während unseres Besuchs besonders gut benommen hat oder wenn ihr und Rex der Abschied schwerer als sonst gefallen ist. Manchmal fahre ich auch durch die Stadt, wenn ich nachdenken muss; ich weiß, dass Alice dann die ganze

Zeit die Nase ans Fenster drücken wird, während der Wagen im Schrittempo aus den Vororten in die Innenstadt und wieder hinaus in die Vororte unterwegs ist, und ihre Fragen drehen sich darum, was der Mann da verkauft und was das dort für ein Gebäude ist, aber es gibt keine Diskussionen darüber, weshalb Daddy so weit weg wohnen muss.

Heute Nachmittag findet der Umweg indessen nicht auf Alices Wunsch hin statt. Während wir auf der Holloway Road entlangschleichen, ihrem Lieblingsabschnitt auf dieser Fahrt, konzentriert sie sich auf das Innere des Wagens. Dass sie vom Beifahrersitz nach hinten abgeschoben worden ist, scheint sie nicht zu stören. Sie ignoriert den karibischen Friseur, dem sie immer so gern zuwinkt, und das Universitätsgebäude, ein metallisch glänzendes Raumschiff, das wir haben wachsen sehen, um eine glänzend blaue Platte nach der anderen. Sogar an dem schmuddeligen Handyladen, der eine so seltsame Faszination auf sie ausübt, fahren wir vorbei, ohne dass das übliche Streitgespräch über die Frage ausbricht, wann sie denn alt genug für ein eigenes Telefon ist. Wir halten an einer roten Ampel, und mit einem Klicken und einem Kichern öffnet sie ihren Sicherheitsgurt und quetscht sich zwischen Fahrer- und Beifahrersitz. Ihre dünnen Finger spielen mit Rex' Haar, zupfen daran, massieren seine Kopfhaut und lassen silberne Fäden in der Umgebung der Ohren und Schläfen aufschimmern. Wie ein Schnellfeuergewehr schießt sie eine Frage nach der anderen ab, ohne auf die Antworten zu warten. »Bringst du mich zur Schule, wenn sie nächste Woche wieder anfängt? Nimmst du Mums Auto, oder haben wir dann zwei? Laras Mum und Dad haben jeder ein Auto, aber sie geht *trotzdem* zu Fuß zur Schule. Meinst du nicht – o mein Gott, du kannst jetzt auch mit zum Schwimmen gehen! Wie schwimmst du

am besten? Ich kann am besten kralen. Gehst du mit mir schwimmen?»

»Ich tue, was du willst«, sagt Rex, und Alice küsst ihn auf den Scheitel. Ihre Knie schieben sich nach vorn und berühren den Schalthebel, und ein Ellenbogen stößt gegen meinen Kopf, als ich durch den Kreisverkehr an der Archway Road steuere. Ich blaffe sie an, obwohl ich mir geschworen habe, es nicht zu tun, nicht heute. Sie tut es achselzuckend ab. Der Wagen schwenkt nach links; ich nehme die Ausfahrt zur Great North Road. Rex schlägt die Beine übereinander, verschränkt die Arme und verlagert sein Gewicht. Er weiß, wohin ich fahre. Vielleicht hat er damit gerechnet.

Auf der Archway Road ist ungewöhnlich wenig Verkehr, und wir fahren in den langen, grellen Strahlen der tief stehenden Herbstsonne unter der Brücke hindurch. In den zehn Jahren, seit wir hier gewohnt haben, ist diese Gegend saniert und aufgemotzt worden. Wo ein Secondhandladen war, ist jetzt eine Designerboutique für Babysachen. Der Schnapsladen, in dem wir selbst um drei Uhr morgens noch zwei Flaschen scheußlichen Wein für fünf Pfund kaufen konnten, ist jetzt zu einer Weinhandlung mutiert, und auch die alten Pubs und Restaurants sehen sauberer und heller aus, als ich sie in Erinnerung habe: mehr Glas, weniger Eisenrollläden. Aber Archway hat immer noch einiges vor sich, denke ich, als ich einen Schlenker mache, um den Glasscherben auszuweichen, die von der geborstenen Scheibe eines Bushaltestellenhäuschens stammen und verstreut auf der Straße liegen wie Eiswürfel.

Seit über zehn Jahren ist keiner von uns mehr hier gewesen, aber ich kann immer noch per Autopilot durch die Straße fahren, das Umspringen der Ampeln vorausahnen und schalten. Ich könnte es mit geschlossenen Augen. Eine toll-

kühne Sekunde lang bin ich versucht, es auszuprobieren, die Augen zu schließen und das Lenkrad in eine Rechtskurve zu drehen. Aber mit weit offenen Augen und ohne mit der Wimper zu zucken, biege ich in die Queenswood Lane ein. Der Lärm der Stadt bleibt zurück, und wir fahren in das verborgene Stück Wald hinein, wo die alten Bäume die Sirenen und das Kreischen der Straße dämpfen und halb versteckte Häuser in einem dunkelgrünen Privatuniversum stehen, abgeschirmt durch Geld nicht weniger als durch Stämme, Äste und Blätter. Vorsichtig fahre ich zwischen den teuren Autos hindurch. Ihre Außenspiegel sind an die Karosserie geschmiegt, damit niemand, dem die Straße nicht vertraut ist und der zu schnell hier durchfährt, einen davon abreißt. Aber mir ist diese Straße vertrauter als jede andere einschließlich der, in der ich aufgewachsen bin, und der, in der ich jetzt wohne. Sie ist Schauplatz des größten Teils meiner Erinnerungen und aller meiner Albträume. Ich kenne jede alte Ziegelmauer, jeden Höcker auf der Straße, jeden Laternenpfahl. Der Apartmentblock aus den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts mit seiner Gartenmauer im italienischen Stil steht immer noch neben der Glas-und-Beton-Blase aus den Sechzigern des 20. Jahrhunderts, die heutzutage niemals die Ensembleschutzbestimmungen erfüllen würde. Strenge viktorianische Stadthäuser überragen ein pastellfarbenes Märchenschloss. Ihre Fenster starren finster auf uns herab.

Ich schaue absichtlich nicht zum letzten Haus hinüber, dem Haus, wo alles angefangen hat. Dahinter beginnt der Wald wieder. Ich konzentriere mich auf die Straße, während der Blättertunnel den Wagen verschluckt, und halte an, als das Haus hinter mir ist. Ich sage Alice, dass Mummy und Daddy sich die Beine vertreten müssen. Sie springt aus dem Auto und hüpfte zwischen den Bäumen davon. Ihr Overall

blitzt pinkfarben zwischen den halb entkleideten Ästen. Die roten Lämpchen an den Absätzen ihrer Laufschuhe zwinkern uns zu wie kleine Augen.

»Lauf nicht zu weit weg!«, rufe ich. Wir sehen zu, wie sie durch das welke Laub schlurft, mit den Fußspitzen Buchstaben malt und sich den Saum ihrer Hosenbeine mit Flokken von feuchter Rinde und vermodertem Laub schmutzig macht. Sie weiß es nicht, aber sie spielt nur ein paar Schritte weit von der Stelle entfernt, wo sie gezeugt wurde. Rex spricht als Erster.

»Ich nehme an, es muss sein.« Er geht um den Wagen herum und öffnet meine Tür. Ich steige aus, zeige mit dem Schlüsselbund auf den Wagen, und die Verriegelung rastet leise ein. »Sehr edel«, sagte er, nimmt mir den Schlüssel ab und begutachtet ihn, als enthielte er ein ganzes Album mit High-Energy-Dance-Tracks. Ich schließe die Augen und drehe mich um, und als ich sie öffne, ist es da. Genau da, wo wir es zurückgelassen haben, glaube ich – aber wohin hätte es auch gehen sollen? Dieses viergeschossige Stadthaus, umgeben nicht von Autos und Beton, sondern von Linden und Platanen, Birken und Eichen, die Fassade halb aus Stuck, halb aus grauem Backstein – es gehört eigentlich ans Ende einer Häuserzeile in Islington oder Hackney. Seine Deplatziertheit hat mit dafür gesorgt, dass seine Anwesenheit am Rand des Waldes immer so magisch erschien. Natürlich hat es sich verändert. Es sieht nackt aus, sauberer und großstädtischer denn je, nachdem jetzt jemand den dunkelgrünen Efeu heruntergerissen hat, der die ganze Seitenwand und die halbe Vorderfront bedeckt und im Sommer auch den Weg durch die Fenster gefunden hat. Der cremefarbene Stuck leuchtet, und der Anstrich hat nirgends einen Riss und blättert nicht. *Unschuldig* sieht es aus. Aber das tue ich auch.

Die abblätternde schwarze Farbe der Haustür ist durch einen makellosen türkisblauen Lack ersetzt worden, und der Türklopfer, ein goldener Löwenkopf, glänzt blank. Die steile Vordertreppe – früher eine Todesfalle mit längst verwelkten Kräuterbüscheln in zerbrochenen Terracottatöpfen, einzelnen Rollerskates, leeren Weinflaschen und lokalen Anzeigenblättchen, die niemand je las – ist ebenfalls instand gesetzt worden, und jetzt wird die Tür von zwei perfekt symmetrischen Lorbeeräumchen mit spiralg gedrehten Stämmen in Aluminiumkübeln flankiert. Sechs Recyclingcontainer stehen sauber und diskret hinter einem Magnolienbaum im Vorgarten. Anstelle des nicht funktionierenden Glockenzugs, mit dem niemand sich abgegeben hat, sind da sechs Klingelknöpfe. Als ich das allererste Mal hier war, habe ich zehn Minuten lang nach einer solchen Reihe von Klingeln mit Namen gesucht. Ich kam nicht auf den Gedanken, dass Leute meines Alters dieses ganze Haus bewohnen könnten, nicht nur ein Apartment darin. Ich brauche nicht näher heranzugehen, um zu wissen, wie es sich innen verändert hat. Ohne durch die Fenster mit den weißen Läden zu spähen, weiß ich genau, wie das Innere dieser Apartments aussehen wird: Kokos- oder Sisal-Teppichböden, weil die abgenutzten Bodendielen selbst durch den engagiertesten Immobiliensanierer nicht mehr zu retten waren. Der in Schwarz-Weiß gehaltene Hausflur wird renoviert worden sein, ein Originalbestandteil, der den Hauspreis erhöht haben dürfte. Als wir dort wohnten, war er in einem schrecklichen Zustand, und nachher war da noch dieser furchtbare Fleck ...

An den cremeweißen Wänden werden Flachbildschirmfernseher hängen, es gibt Edelstahlküchen, und jedes vier-eckige weiße Schlafzimmer hat sein eigenes, mit Milchglas-scheiben abgetrenntes Bad. Es ist verkauft worden, aber erst

lange nachdem Polizei und Presse abgezogen waren. Mit Sanierung und Umbau wurde begonnen, als das gelbe Polizeiband abgenommen war und Kameras und Reporter weitergezogen waren. Erst dann fielen die Makler über das Haus her. Ich habe mir oft vorgestellt, wie dieser Schwarm in Anzügen die von den Reportern weggeworfenen Kaffeebecher aus Styropor und Pappe zertrampelte, wie über die grausige Geschichte dieses Hauses hinweggeschaut und nur die seltene Gelegenheit gesehen wurde, ein sinnvoll umgewandeltes Objekt mit Charakter zu verkaufen, in äußerst bevorzugter Lage, nur ein paar Sekunden von der U-Bahn und dem Rand des historischen Queen's Wood entfernt.

Die heftige körperliche Reaktion, mit der ich halb gerechnet habe – Schwindelgefühle, eine richtige Ohnmacht, sogar Erbrechen –, stellt sich nicht ein. Auch Rex ist ruhig und unergründlich, und er ist es, der die meisten und die grausigsten Erinnerungen an dieses Haus hat. Er hat vierundzwanzig Jahre hier gewohnt, ich nur einen Sommer. Alice reißt mich aus meinen Gedanken; sie fällt anderthalb Meter tief von einem Ast herunter, ohne dass ich gesehen habe, wie sie hinaufgeklettert ist. Sie fängt an, sich zu langweilen, und bittet Rex, ihr eine Dose Cola zu kaufen, weil sie weiß, ich werde Nein sagen. Ich zuckte die Achseln und lasse ihn entscheiden. Heute Abend werden wir uns zusammensetzen und ein paar Grundregeln für den Umgang mit Alice festlegen, bevor wir sie hoffnungslos und unrettbar verwöhnt haben. Aber heute lasse ich Rex den nachsichtigen Vater spielen. Ein Tag wird nichts ausmachen.

Sie kriegt ihre Cola, aber nicht aus dem Zeitungsladen bei der U-Bahn-Station Highgate. Ich wette, der gehört immer noch derselben Familie. Mich erkennen sie vielleicht nicht, aber natürlich werden sie sich an Rex erinnern. Sie dürften

genug Zeitungen mit ihm auf der Titelseite verkauft haben. Stattdessen fahren wir die Muswell Hill Road hinauf, und ich lasse Rex und Alice aussteigen und in einen eher anonymen Supermarkt gehen. Bin ich da je gewesen? Die Berge von Obst und Gemüse vor dem Laden, deren stumpfe Haut geduldig die Gase aus meinem Auspuff absorbiert, wecken keine Erinnerung. Rex und Alice bleiben eine Weile drin, und erst als sie mit rotem Gesicht und ausgestreckter Hand wieder herauskommt, wird mir klar, dass ich ihm kein Geld mitgegeben habe.

Wir sind noch nicht mal auf der North Circular Road, die Rex' alten Teil Londons mit seinem neuen Zuhause verbindet, da ist Alice schon wieder aus dem Sicherheitsgurt gerutscht und liegt quer über dem Rücksitz; sie strampelt mit den Beinen in der Luft, singt vor sich hin und verschüttet klebrige Cola auf ihre Sachen und den Autositz. Zehn Jahre fallen von mir ab, und ich denke an eine andere Fahrt auf dieser Straße. Es war der Tag, an dem Rex' Kreditkarte gekommen war, und das feierten wir, indem wir zum Supermarkt fuhren und so viele Lebensmittel und Getränke einkauften, wie wir in meinen kleinen Fiat stopfen konnten. Rex saß neben mir und verlor seinen Ringkampf mit dem Sonnendach, und Biba füllte den ganzen Rücksitz aus. Guy kann also nicht dabei gewesen sein. Sie ließ eine Zigarette aus dem linken Fenster baumeln und streckte die Füße rechts hinaus – ein verzweifelter Versuch, sich abzukühlen. Ich spüre die klebrige Hitze des Sommers noch jetzt. Ich erinnere mich an das Prickeln meines Hitzeausschlags, und der Schweiß meines Körpers ließ die Farbe aus meinem billigen violetten T-Shirt ausbluten, sodass meine Haut aussah, als hätte ich einen riesigen Bluterguss. Ich erinnere mich, dass Rex' schweißfeuchtes Haar in einer permanenten

Schmachtlocke an der Stirn klebte, wie bei Superman. Ich sehe immer noch die gekreuzten Linien des Sonnenbrands auf Bibas Rücken. Ein pinkfarbenes Bein schiebt sich zwischen mich und den Rückspiegel.

»Schnall dich an, Alice«, sage ich. Sie trippelt mit den Füßen an der Wagendecke hinauf und drückt dünne Schichten von vermodertem Laub in der Form ihrer Schuhsohlen an den blassblauen Bezug des Himmels. Sie will mich auf die Probe stellen, und ich bestehe sie nicht. »*Fuck*, ich habe gesagt, du sollst dich anschnallen!« Oder habe ich etwas anderes gesagt? Rex sieht mich entsetzt an, und Alice, die sich mehr für das aufkeimende Drama interessiert und weniger Anstoß an meiner Ausdrucksweise nimmt, sitzt plötzlich stumm und aufrecht da.

»*Wie* hast du sie genannt?«, flüstert er, und im selben Moment fragt Alice: »Wer ist Biba?«

Z W E I

Meine Mutter hat den Brief noch. Er ist vom Januar 1993 und teilt dem Leser mit, dass ich ein Stipendium zum Studium Moderner Sprachen am Queen Charlotte's College bekommen habe. Er klebt am Spiegel im Flur meiner Eltern; der Briefkopf ist von Licht und Zeit ausgebleicht, aber den Text kann man immer noch entziffern. Nachdem ich ihn geöffnet hatte und wir alle ihn drei- oder viermal gelesen hatten, hat sie ihn sicherheitshalber an den Spiegel geklebt, aber aus Versehen hat sie den extrastarken Holzleim meines Vaters dazu benutzt, und so ging er nicht mehr ab. Meine Mutter war wütend – nicht weil der Spiegel jetzt verdorben war, sondern weil sie sich die Möglichkeit genommen hatte, mit dem Brief an Bushaltestellen, Bank-schaltern und Straßenecken herumzuwedeln. Sie war fest entschlossen, das College nur deshalb um eine Kopie zu bitten, aber mein Vater redete es ihr aus, obwohl er genauso stolz wie sie darauf war, dass die Erste aus unserer Familie, die eine höhere Bildung genießen sollte, es auf einer so angesehenen Universität tun würde. Ich bemerkte, dass wir in den folgenden Monaten mehr Besuch als sonst bekamen, und meine Mutter servierte den Gästen Tee in der Eingangsdiele, wo eine starke Bilderleuchte auf den verklebten Spiegel gerichtet war.

Während meine Mutter ein Wirbelwind der Begeisterung war, entsprach ich eher der Ruhe im Auge des Hurrikans;

ich verfolgte die Feiern und Vorbereitungen mit der Leidenschaftslosigkeit, die damals meine Art war. Denn ich hatte ein Geheimnis, das mir Schuldgefühle verursachte – oder etwas, das sich so anfühlte, bevor ich wusste, wie Schuld und Geheimnis sich tatsächlich anfühlen. Ich brachte es einfach nicht übers Herz, irgendjemandem, weder meinen Eltern noch meinen Lehrern, zu erzählen, dass dort, wo sie brennenden Ehrgeiz sahen, nur Trägheit war. Die vier Sprachen, die ich bis zu meinem sechzehnten Geburtstag gelernt hatte, waren mir mühelos zugeflogen, und wenn man mich für meine Hingabe und die Kollektion meiner frühreifen Abgangsnoten lobte, kam ich mir vor wie eine Hochstaplerin. Die Fähigkeit, meine Zunge um exotische Klänge zu schlingen und die klickenden, lispelnden, rollenden Laute fremdländischer Sprachen zu meistern, hatte ich immer schon besessen. Als Kind konnte ich die Mundarten in den Seifenoperen nachahmen, die meine Eltern sich anschauten, und ich konnte reden, als käme ich aus Liverpool, Manchester oder London. Ich war zehn, als wir zum ersten Mal ins Ausland reisten, nach Spanien. Als ich nach Hause kam, sprach ich die Sprache beinahe fließend, und mein Geheimnis war ans Licht gekommen: Ich konnte mir neue Sprachen so mühelos aneignen, wie die anderen Kinder in meiner Schule Radio-Jingles oder die Sprüche aus den Cartoon-Serien nachahmen konnten. Nach ein paar grundlegenden Einweisungen in Grammatik und Syntax ging es meistens nur noch darum, mich mit dem Wörterbuch an meiner Seite durch einen oder zwei Romane zu pflügen oder zwei Filme mit Untertiteln zu sehen, und das war's. Es ist eine Wissenschaft, keine Kunst. Es ist etwas, das ich kann, nicht bin. Bevor ich Biba kennenlernte, war es der bestimmende Faktor in meinem Leben, und wenn ich sie nicht kennengelernt hätte, wäre es das wohl noch immer.

Der Name des Colleges beschwört Bilder von Regency-Gebäuden vor dem geistigen Auge herauf, einen Bau von John Nash mit eichenholzgetäfelten Bibliotheken und elegant gestreiften Seminarräumen. Zumindest tat er das bei mir, als ich mein Bewerbungsformular einreichte. Die Wirklichkeit war himmelweit davon entfernt. Der Hauptcampus an der Nordseite der Marylebone Road war ein kobaltblauer Hochhausblock aus den Sechzigerjahren mit Doppelverglasung, die den Verkehrslärm dämpfen sollte. Die fensterlosen Korridore waren in einem flauen Erbsengrün angestrichen, das an die Bettwäsche in einem Militärlazarett denken ließ, und in den fleckigen PVC-Böden spiegelten sich die Leuchtstoffröhren an der Decke. Es war eine schreckliche Kombination, die selbst den jüngsten Studenten alle Farbe aus den rosigen Wangen rauben konnte, aber nach der ersten Enttäuschung darüber, dass ich nicht in Krinolinen durch die Innenhöfe würde schweben können, lernte ich das Gebäude allmählich zu schätzen. Es hatte eine Neutralität an sich, die wichtig ist, wenn man verschiedene Sprachen studiert.

Den Studentenheimen jedoch fehlte es nicht nur an Romantik, sondern auch an Privatsphäre und Sicherheit. Ich bekam ein schmutziges Zweierzimmer in Cricklewood zugewiesen, das einen doppelten Nachteil aufwies: Es lag zu weit außerhalb des Stadtzentrums, um cool, und nicht weit genug außerhalb, um komfortabel zu sein. Emma, meine Zimmergenossin aus Surrey, hatte ein freundliches Pferdegesicht und ein warmherziges Lachen, und sie hatte offensichtlich noch mehr Angst vor unserer neuen Umgebung als ich; ihre gebügelten, pastellfarbenen Kleider machten sie zu einer wandelnden Zielscheibe unter den neonbeleuchteten Schwarz- und Grautönen auf dem Broadway. Im Einführungsseminar lernten wir Claire und Sarah kennen, zwei

Studentinnen in der gleichen Lage. Die Freundschaft war spontan, unausweichlich, notwendig.

»Ich halte das nicht aus«, sagte Sarah zu uns, als wir an der Edgware Road auf den Bus warteten. Die Arme taten uns weh vom Gewicht der Lehrbücher in den ausgeleierten Plastiktüten der Buchhandlung Blackwell's. »Ich werde meinen Vater bitten, irgendwo etwas zu kaufen. Dann vermietet er es an uns für weniger Geld, als wir hier bezahlen. Seid ihr dabei?« Ich dachte, sie macht einen Witz, aber im Oktober lebten wir vier als Wohngemeinschaft in Brentford, einer Gegend ohne U-Bahn-Anschluss im Westlondoner Hinterland. Aber das Haus war sauber und luftig, und die Straße war sicher. Es war nicht das Studentenleben, das ich erwartet hatte: Wir verbrannten keine Räucherstäbchen, klauten keine Verkehrskegel und schliefen nicht bis mittags. Aber es war so anders als mein altes Leben, dass es mir vorkam wie ein Fortschritt.

Die anderen drei waren neunzehn, ich erst siebzehn; sie hatten zwischen Schule und Uni ein Jahr ausgesetzt und wirkten auf mich welterfahren und kultiviert. Ihre Welt war die Welt der Tennisklubs, Aerobic-Kurse, Theater und Restaurants. Aber wenn es ihrer Freundschaft an unbürgerlicher Abenteuerlichkeit fehlte, so machten sie es dadurch wett, dass sie mich an ihrer Erfahrung teilnehmen ließen, und das war nach der Einsamkeit der Schule eine Offenbarung. Wir unternahmen alles zusammen, auch unsere Reisen. Queen Charlotte's hatte ein einzigartiges Netz von Partner- und Austauschprogrammen mit ähnlich exzentrischen Sprachen-Departments in ganz Europa, und zum Studium gehörten häufige und intensive Exkursionen ins Ausland. Ich hatte immer Mitleid mit den Austauschstudenten, die von den großen, alten Universitäten kamen und sich in dem irre-

führend so genannten International House untergebracht sahen, einer schäbigen kleinen Mietskaserne unter der Straßenüberführung an der Edgware Road. Wir dagegen nutzten das System zu unserem Vorteil und warfen unsere Reisestipendien zusammen, sodass wir uns ein Auto mieten konnten, statt vier einzelne Fahrkarten zu kaufen, und wir wohnten zusammen in einem Apartment, nicht in Hotelzimmern. Am Ende des vierjährigen Studiums gab es kaum noch Museen oder Kunstgalerien in Westeuropa, die wir nicht schon besucht hatten. Wir aßen zusammen, und beim Kochen, Einkaufen und Waschen wechselten wir uns ab. Alle acht Wochen kam eine Friseurin zu uns nach Hause und verpasste uns allen den gleichen Haarschnitt. Auch unsere Dates legten wir zusammen; wir alle fingen etwas mit Mitgliedern der Rugbymannschaft des Colleges an, als die ihren Weihnachtsball 1994 veranstalteten, eine aufgemotzte Discofete an Bord der *HMS Belfast*. Simon, ein Fullback, der einen eigenen Smoking besaß, forderte mich zum Tanzen auf. Als ich herausfand, dass Eleganz und Koordination auf dem Rugbyfeld und der Tanzfläche nicht unbedingt auch ins Schlafzimmer übertragbar sind, war unsere Beziehung bereits fest etabliert, außerdem mochte und bewunderte ich ihn. Jedes Wochenende las er sämtliche seriösen Zeitungen von vorn bis hinten. Er rief immer an, wenn er es versprochen hatte. Er zeigte mir, wie man ein Steak mariniert und wie man den richtigen Wein dazu aussucht. Er war der erste Mensch, von dem ich den Begriff »New Labour« hörte.

Meine Eltern hatten Angst gehabt, das Studentenleben könnte mich »aus der Bahn« werfen. Tatsächlich hatte ich ihnen Anlass gegeben, das Gegenteil zu befürchten: Mein Vater warf mir einmal vor, ich sei mit zwanzig schon im mittleren Alter. Ich schrieb es seiner eigenen Unsicherheit zu: Es

muss ihm schwergefallen sein zu sehen, wie ich aus der Welt, in die ich hineingeboren worden war, hinauswuchs und mich einer anderen Klasse mit neuen und einschüchternden Regeln und Werten assimilierte. Ich war glücklich darüber, Freundinnen zu haben, dazuzugehören und Fortschritte zu machen. Als mein Collegenkurs sich dem Ende näherte, war die einzige offene Frage die, ob ich weiterstudieren oder eine Praktikantinnenstelle irgendwo in einer Botschaft annehmen würde. Ich hatte beschlossen, diese Entscheidung dem Schicksal zu überlassen und die erste Gelegenheit zu ergreifen, die sich mir bot. Ich hielt mein Leben locker in der Hand, ohne zu ahnen, dass es kurz davor stand, mich aus seinem Griff zu entlassen. Innerhalb einer Woche wich meine Gleichgültigkeit einer Leidenschaft, die ich mir nicht annähernd zugetraut hatte.

Ich nahm den Ordner von einer Hand in die andere. Es war ein stattlicher Stapel Papier, säuberlich aufeinandergelegt, gelocht und mit Baumwollbändchen zusammengeheftet. Die Seiten enthielten zwanzigtausend Wörter meiner Examensarbeit, einem Vergleich des metafiktiven Dramas im Italienischen und Deutschen, einem Unternehmen, das so humorfrei war, wie es sich anhört. Das obligatorische Literaturmodul war der einzige Bestandteil meines Diplomstudiums, der mir nicht leichtgefallen war, aber nachdem ich die Arbeit abgegeben hatte, war mein Examen praktisch vorbei. Nur eine Handvoll Prüfungen blieb noch zu absolvieren, und Prüfungen gehörten zum einfachen Teil – auch wenn ich aus Erfahrung wusste, dass es eine gute Idee war, diese Theorie für mich zu behalten.

Ich ließ den Ordner in den Posteingangskorb meiner Tutorin fallen, wo er mit einem zufriedenstellenden, dump-

fen Aufprall landete. Draußen schien die Sonne. Ich war so lange in der Bibliothek gewesen, dass ich vergessen hatte, wie ein blauer Himmel aussah. Ich krepelte die Ärmel hoch, so weit es ging, und zum ersten Mal in diesem Jahr spürte ich die Sonne auf meiner Haut.

Zu Hause warteten sie auf mich. Claire, Sarah und Emma saßen nebeneinander – zwei Paar Füße in Pantoffeln, eins in Socken – auf der Kante eines Sofas in hellem Cremeweiß, das mehr gekostet hatte, als ich im ganzen Jahr als Reisesstipendien bekommen hatte. Sie hatten sich einen Film angesehen, aber die Pausentaste gedrückt, als sie meinen Schlüssel im Schloss hörten. Julia Roberts' breites Lachen, durchquert von einem weißen, flackernd verkratzten Videostreifen, schwebte auf dem Bildschirm. Sarah hielt die Fernbedienung in der Hand und drehte sie hin und her. Ihre tyrannische Herrschaft über Fernsehen und Video war der einzige Missbrauch der Macht, die sie daraus bezog, dass ihrem Vater das Haus gehörte.

Claire warf einen vielsagenden Blick auf meine Füße, und ich rannte zurück in die Diele und schleuderte die Schuhe weg. Ein Klumpen Kaugummi klebte an der Sohle des rechten. In einem kleinkarierten, lächerlichen und zutiefst befriedigenden Akt der Rebellion drückte ich ihn absichtlich in den Teppich.

»Und warum sitzt ihr hier wie die drei weisen Affen?«, fragte ich, als ich zurückkam. Dann schlug ich mir an die Stirn. »Ich war doch wohl heute Abend nicht mit Kochen dran, oder?« Noch während ich fragte, wusste ich, dass es nicht so war. Wir hatten am Abend zuvor Tennis gespielt, und das bedeutete, dass Sarah heute an der Reihe war. Alle drei schüttelten den Kopf, und drei identische, glänzende Ponys schwangen hin und her wie blank polierte Helme.

»Simon ist hier«, sagte Claire. »Er ist in deinem Zimmer.« Damit hatte ich nicht gerechnet. Donnerstags sahen Simon und ich uns nie. Die Mädels wichen meinem fragenden Blick aus und schauten in den Schoß. »Geh lieber hinauf.«

Er blätterte in dem einzigen Buch in meinem Zimmer, das er vermutlich für männlich genug hielt, um es in die Hand zu nehmen: einer Biografie von John Lennon, die mein Dad dagelassen hatte, als er mich das letzte Mal besucht hatte. Als er mich sah, warf er es so schnell zur Seite, dass er unmöglich wirklich darin gelesen haben konnte.

»Hallo, Karen«, sagte er. Wir küssten uns nicht. »Wie geht's?«

»Gut.« Ich schwang mich auf das Bett und zog seine Beine auf meinen Schoß. Ich wollte ihn in die Zehen kneifen, aber das überlegte ich mir, als ich sah, dass seine Socken schweißfeucht waren. »Das ist ja eine Überraschung.«

»Ich sollte vielleicht gleich zur Sache kommen«, unterbrach er mich, und er klang wie der Managementberater, der er dann, glaube ich, geworden ist. Ich hatte schon gehört, wie er diese Stimme am Telefon benutzte oder wenn er im Restaurant – für uns beide – bestellte, aber noch nie im Gespräch mit mir. Er nahm seine Beine von meinem Schoß, und ich spürte das dumpfe Prickeln von Nadelspitzen.

»Wir sind jetzt seit zwei Jahren zusammen.« Das war eine unbestreitbare Tatsache. »Und wir machen jetzt bald unser Examen.« Wieder machte er eine Pause. »Und ich finde, es ist Zeit, einen ganz neuen Anfang zu machen, bevor wir in unser Erwachsenenleben eintreten. In unser Berufsleben.«

Die Titel der Bücher in meinem Regal zoomten vor und zurück. Ich wusste, was jetzt kam, und ich verspürte nur das wissenschaftliche Interesse der Linguistin an der Frage, wie er es wohl formulieren würde.

»Ich finde, wir sollten uns nicht mehr sehen. Und zwar mit sofortiger Wirkung.« Er wartete darauf, dass ich die Stille ausfüllte, die jetzt eintrat. Ich dachte vierundzwanzig Stunden zurück und erinnerte mich an den unbehaglichen Sex in seinem knarrenden Bett in Fulham. Geistesabwesend hatte ich in den Rauputzschnörkeln an der Zimmerdecke nach den Konturen europäischer Länder gesucht, während er sich grunzend durch sein kurzes Repertoire arbeitete. Ich sinnierte über zwei Jahre voll endloser Sonntage mit Rugbyübertragungen im Pub, und ich empfand ein verrücktes kleines Flattern der Erleichterung, weil ich nun nie, nie wieder in einen Pub der Firkin-Kette würde gehen müssen.

»Ist mir recht«, sagte ich.

»Wirklich?«

»Yep. Ich glaube auch, es ist am besten so. Ich nehme an, die Mädels wissen Bescheid?«

Simon nickte. »Ich habe gesagt, ich wollte ein ernsthaftes Gespräch mit dir führen, und sie ... Ich dachte, sie sollten ... nur für den Fall, dass du ...«

Wahrscheinlich saßen die drei immer noch vor dem Standbild und warteten beklommen auf mein Jammergeheul. Vielleicht schauten sie auch hoch und warteten darauf, dass Simon in einer Wolke von Putz und Schutt durch die Decke brach und mein verzweifelt klagendes Gesicht in dem zerklüfteten Loch über ihnen erschien. Ich hatte keine Lust, mir das Gespräch vorzustellen, in dem mein Freund ihnen erzählt hatte, dass er vorhabe, mich abzuservieren. Also blendete ich es aus meinen Gedanken aus. Das konnte ich mit Dingen, an die ich nicht denken wollte. Es war, als klappte ich ein Buch zu.

»Willst du nicht wissen, warum?«, fragte er. Ich hatte eine ziemlich gute Vorstellung von dem Grund, der jetzt die Ge-

stalt seiner Mutter annahm. Haare wie ein Helm aus Locken, ein Finger, der vorwärtsstach wie eine Lanze. »Nicht die richtige Sorte ... ein nettes Mädchen, solange du an der Universität bist, aber du musst jetzt anfangen, an den Rest deines Lebens zu denken, Simon ... Dinge, auf die es nicht ankommt, solange man jung ist, werden wichtig, wenn man in die wirkliche Welt eintritt ... Ich weiß, sie ist gescheit, aber der Reiz des Neuen wird verfliegen. Sie wird arbeiten wollen, weißt du ... Und diese Eltern mit ihrer Mundart ...«

»Eigentlich nicht«, sagte ich. Simon sah verärgert aus. Ich erkannte, dass er sich eine Rede zurechtgelegt hatte, die mir zu einer sanften Landung verhelfen sollte, und mit Genuss versagte ich ihm die Gelegenheit, sie zu halten.

»Ich glaube, du solltest jetzt gehen«, sagte ich und stand auf. Das taube Kribbeln in meinen Beinen hatte sich gelegt, und ein Gefühl der Leichtigkeit durchdrang meinen Körper. »Sag den Mädels, ich bleibe noch ein bisschen hier oben.«

Ich strich die Kerbe glatt, die seine Beine auf meinem Oberbett hinterlassen hatten. Ein dickes, schwarzes Haar von seinem Kopf lag auf meinem Kissen. Ich nahm es zwischen Daumen und Zeigefinger und ließ es in den Papierkorb neben meinem Bett fallen. Ich schob das John-Lennon-Buch wieder ins Regal und suchte mein Zimmer nach anderen Spuren seiner Anwesenheit ab. Da war nur ein gerahmtes Foto, und ich hatte keine Lust, es jetzt von der Wand zu nehmen. Seine Stimme, die er nie zu einem wirklichen Flüstern dämpfen konnte, vibrierte leise durch den Spalt unter der Tür, als er mit meinen Freundinnen sprach. Seit wann waren sie seine Vertrauten?

Ich setzte mich auf mein Bett und wartete auf die Tränen. Aber ich konnte nicht mehr als ein paar Tropfen aus meinen Augen hervorlocken, nicht einmal als ich in den Spie-

gel schaute und mich angestrengt bemühte, mir leidzutun. Mein Spiegelbild schaute mich mit ansteckendem Lächeln an. Anstelle von Trauer oder Schmerz empfand ich nur Freiheit und Erlösung.

In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich hatte nicht gewusst, dass man so hellwach sein konnte, so lebendig und voller Möglichkeiten, klar und leuchtend. Ich dachte nur an all das, was ich jetzt tun konnte, frei von den Fesseln einer Beziehung. Ich konnte mir den Schädel rasieren. Meine ganzen Ersparnisse für ein Ticket nach China ausgeben und Mandarin lernen. Einen Job in einem Nightclub finden. Es war an der Zeit, dass ich mich zum zweiten Mal neu erfand. Ich hatte das Gefühl, die vier Jahre an der Universität praktisch schlafwandelnd verbracht zu haben, und ich hatte nur noch einen Sommer Zeit, um das Ruder herumzureißen.

Das ist das Dumme am Schlafwandeln. Man kann völlig gefahrlos gehen, essen, sich unterhalten, sogar Auto fahren. Gefährlich wird es nur, wenn man zu schnell aufwacht.

DREI

Manchmal frage ich mich, ob ich an diesem Tag wie ein Küken war, das aus dem Ei schlüpft und das erste Geschöpf, das es sieht, für seine Mutter hält. Hätte ich mich an jeden gehängt, der mir die Hand der Freundschaft gereicht hätte? Vielleicht. Aber ich bezweifle, dass es mich in jedem Fall so heftig erwischte hätte. Ich begegnete ihr am Nachmittag, und am Abend hatte sich alles verändert. Sie war den ganzen Vormittag über im selben Gebäude wie ich, nur ein paar Räume und Stockwerke entfernt, aber ich spürte kein elektrisches Knistern, keine Ströme von Energie. Das einzig Veränderte an der Atmosphäre im Queen Charlotte's College war die beklemmende Stille, die sich immer mehr und immer enger um uns zusammenschloss, je näher die Abschlussprüfungen rückten.

Daran dachte ich an dem Tag, als ich sie kennenlernte, und ich beschloss, woanders zu promovieren, an einer schönen und alten Universität. Holztüren würde es dort geben und krumme Treppen, und die Zimmer hätten bleiverglaste, undichte Fenster. Von der düsteren Erkenntnis, dass dazu vielleicht ein gewisses Maß an Unabhängigkeitsstreben, vielleicht sogar Anstrengung meinerseits notwendig werden könnte, ließ ich mir den Spaß an diesem malerischen Tagtraum nicht verderben. Mit der Schulter stieß ich eine schwere grüne Brandschutztür nach der anderen auf und ging zum Aufzug.

Im Flur davor war niemand außer einem Mädchen, das eine Mitteilung an das Schwarze Brett des Departments schrieb. Ich will sagen, sie schrieb sie buchstäblich mit einem dicken, roten Filzstift auf die von Stecknadeln übersäte Korkplatte. Sie hatte mir den Rücken zugewandt, und ich sah stumm zu, wie sie die Buchstaben malte. Ihre Bewegungen waren von sorgloser Anmut.

*gesucht: deutscher native speaker
für übersetzung und aussprache-übungen*

Sie hielt inne und betrachtete die Zeile. Das gab mir mehr Zeit, *sie* zu betrachten. Es war der Sommer, in dem es kein Entrinnen vor den Spice Girls gab. Die meisten Studentinnen an der Universität gelobten der einen oder anderen Sängerin modische Gefolgschaft und kleideten sich wie Clowns, wie Kinder oder wie Mädchen, die an der Kosmetiktheke arbeiteten. Das Mädchel vor mir schien wie alle fünf gleichzeitig gekleidet zu sein. Sie trug eine Schlaghose aus violetterm Knautschsamt, Laufschuhe mit Plateausohlen, mit denen sie ein kleines Stückchen größer war als ich, und ein glänzendes, enges Fußball-T-Shirt in den englischen Farben, das älter aussah als sie und ein Loch unter der Achsel hatte. Und sie hatte eine nagelneue Gucci-Handtasche aus gestepptem Leder und mit Goldketten anstelle von Trageriemen.

ich bezahle – melden bei biba – vielen dank!!! xxx

Biba. Ich rollte den Namen im Kopf hin und her und wünschte mir, sie würde sich umdrehen. Sie schob den roten Filzstift in die Tasche und wäre für immer aus meinem

Leben hinausspaziert, wenn ich nicht, schockiert von ihrer Frechheit, halb nach Luft geschnappt und halb aufgelacht hätte. Die Vandalin drehte sich um und sah mich sarkastisch und übertrieben lässig an. »Was?«

Das dunkle Gurgeln ihres Lachens machte mich augenblicklich zur Mitverschwörerin. Sie lächelte, und glasklare braune Augen funkelten unter schweren Lidern mit dichten, steifen Wimpern. Solche Augen hatte ich schon einmal gesehen, als Kind an einer Puppe. Um sie dazu zu bringen, diese Augen vollständig zu öffnen, dachte ich, würde ich sie auf den Arm nehmen, hochheben und ihren Kopf ganz nach hinten kippen müssen, damit sie ganz aufklappten.

»Wirst du mich jetzt verpetzen, weil ich Universitätseigentum verunreinigt habe?« Ihr Tonfall machte klar, dass sie darauf vertraute, ich würde es nicht tun.

»Nein«, sagte ich. »Ich wollte dich nur darauf hinweisen, dass niemand weiß, wie er sich bei dir melden soll, wenn du keine Nummer hinterlässt.«

»Fuck ...«, sagte sie, und wieder war mein Lachen ein Echo des ihren. »Solche Sachen vergesse ich immer.« Sie sprach wie eine BBC-Ansagerin aus den Fünfzigerjahren. Wenn Stimmen wirklich glockenrein klingen können, dann tat es ihre: eine kleine silberne Glocke, mit der man Dienstboten ruft, keine schwere, eiserne Kirchenglocke. Sie wühlte in ihrer Tasche nach dem roten Filzstift. Zerknüllte Papiertücher, warzig von altem Kaugummi, dümpelten an der Oberfläche wie weiße Pferde auf dem Meer.

»Vielleicht kann ich dir helfen«, schlug ich vor, noch ehe sie die Kappe von dem Stift abziehen konnte. »Ich spreche fließend Deutsch.«

»Du siehst nicht aus wie eine Deutsche«, sagte sie, was mich überraschte: Viele Leute in Nordeuropa hielten mich

für eine Einheimische, schon bevor ich etwas gesagt hatte, und manchmal auch noch danach.

»Ich bin auch keine«, sagte ich. »Was willst du übersetzt haben?«

»Ich bin Schauspielerin«, sagte sie, als hätte ich das wissen müssen. »Ich spiele in einem Stück über eine Frau, die Nightclubsängerin in Deutschland ist. Das heißt, sie arbeitet als Nightclubsängerin, aber tatsächlich hat sie Amnesie, und in Wirklichkeit ist sie Italienerin – warum erzähle ich dir das alles? Der springende Punkt ist, sie haben soeben entschieden, dass ich am Anfang ein verdammtes Lied auf Deutsch singen soll.«

»*Come Tu Mi Vuoi*. Wie du mich wünschst«, sagte ich. »Pirandello.«

»Du kennst es?« Ein Lächeln zog über ihre Miene.

»Ich hab's im letzten Jahr in italienischer Literatur gehabt.« Ich sagte nicht, dass ich es nicht ausstehen konnte.

»Ich dachte, du studierst Deutsch«, sagte sie.

»Ich mache alles Mögliche.«

»Dann bist du perfekt. Siehst du das nicht? Es ist Schicksal, dass ich dich gefunden habe. Zufall kann es nicht sein, oder? Du kannst mir helfen, ja?« Der Umschwung von der Heiterkeit zur Eindringlichkeit war beunruhigend, und instinktiv wich ich einen Schritt zurück, als sie meine Ellenbogen umfasste und meine verschränkten Arme in einer bizarren Pumpbewegung sanft auf und ab schüttelte. Aber zugleich fühlte ich mich geschmeichelt von ihrer Aufmerksamkeit und – mit der Unterwürfigkeit der Mittelklasse, die ich an mir verachtete, sowie sie mir bewusst wurde – hypnotisiert von ihrer Stimme. »Fantastisch. Wie wär's jetzt gleich?« Ich dachte an den missmutigen Teenager, dem ich um fünf Nachhilfe in Französisch zu geben hatte. Der Gedanke an

den Geruch von Socken und Schweiß und Sperma, der ihn umgab, war alles andere als verlockend. Er kam immer zu spät, sogar in sein eigenes Zimmer. Da würde es ihn nicht umbringen, wenn er ein paar Minuten auf mich wartete.

»Wir können jetzt anfangen, ja«, sagte ich.

»Ich bin Biba Capel«, sagte sie, und es gefiel mir, wie sie ihren Nachnamen aussprach: so, dass er sich auf »apple« reimte.

»Karen Clarke«, sagte ich und streckte die Hand aus. Ihre fühlte sich winzig an.

»Karen«, sagte sie, und zum ersten Mal liebte ich den Klang meines Namens auf den Lippen eines anderen Menschen. »Macht's dir was aus, wenn wir dir Treppe nehmen? Ich kann Aufzüge nicht ausstehen. Ist eine von meinen Macken.« Sie stieß mit einem ihrer klobigen Schuhe die Doppeltür auf und ließ sie dann vor meiner Nase zurückschwingen. Bevor ich ihr folgte, nahm ich hastig einen Zettel mit der Ankündigung eines Semesterschlussballs vom Schwarzen Brett und pinnte ihn auf die Stelle, die sie beschrieben hatte. Rote Schleifen waren zu beiden Seiten des Papiers noch zu sehen, aber nur, wenn man danach suchte. Dann lief ich zur ihr auf den Treppenabsatz, wo sie den Hals reckte, um das Dach von Madame Tussaud's zu sehen, während sie mit einer Hand eine Zigarette drehte. Sie leckte über den gummierten Rand des Papiers. »Das einzige Problem ist, dass ich eigentlich kein Geld habe, so direkt«, sagte sie. »Hilfst du mir trotzdem?« Sie lief die Treppe hinunter; ihre Sohlen klatschten auf jede zweite Stufe, und Tabakfasern wehten hinter ihr, als ich in ihrem Kielwasser hinunterschwebte.

Unsere spontane Übungsstunde fand im Charlie's statt, in der Studentenbar, die versteckt im Keller des Colleges lag.

Das an sich war schon etwas Neues. Bei meiner Ankunft im College, nur wenige Tage nach meinem siebzehnten Geburtstag, hatte ich einen Studentenausweis bekommen, der das Barpersonal darüber in Kenntnis setzte, dass es illegal war, mir Alkohol zu servieren. Ich glaube zwar nicht, dass irgendjemand mich nach diesem Ausweis gefragt hätte, aber die bloße Vorstellung, darauf angesprochen oder gar abgewiesen zu werden, hatte genügt, um mich im ersten Jahr von dieser Bar fernzuhalten, und danach war es eine Gewohnheit gewesen, nicht hinzugehen.

Drinnen war es dunkel. Marineblaue Veloursbänke säumten die Wände, und dazu passende Hocker waren am Boden festgeschraubt. Einen Platz zu finden, wo nicht die Polsterung herausquoll und der nicht feucht von vergossenem Bier war, erwies sich als Herausforderung, aber Biba war ihr gewachsen. Sie blockierte einen nicht abgewischten Tisch in der Nähe der Bar.

»Kannst du eine Flasche Rotwein holen, Schätzchen? Merlot, wenn sie haben«, sagte sie, und ich fragte mich, wie eine, deren Stimme und Handtasche auf eine teure Schulbildung und auf eine Selfridges-Kundenkarte schließen ließen, so arm sein konnte, dass sie sich die Preise in einer Studentenbar nicht leisten konnte. »Das ist so viel billiger, als glasweise zu bestellen, und wir müssen nicht dauernd an die Bar.« Von Rotwein bekam ich immer Kopfschmerzen, aber jetzt bestellte ich ihn, und weil Biba und Rex kaum etwas anderes tranken, trainierte auch ich es in diesem Sommer. Aber seitdem habe ich kein Tröpfchen Rotwein mehr getrunken. Für mich ist das Bouquet von schwerem Rotwein heute untrennbar verbunden mit einem anderen Geruch, metallisch, warm und fleischig zugleich, einem Geruch, der eine Diashow von starren Bildern vor meinem geistigen Auge her-

aufbeschwört, eine Serie von Fotos, die nebeneinander in einer Einsatzzentrale der Polizei hängen.

Sie faltete ein Notenblatt wie eine Ziehharmonika auseinander. Ich überflog es. Das Lied kannte ich nicht, und die Linien und Punkte der Notation waren für mich unentzifferbar. Aber der Text war ganz einfach.

»Als Erstes musst du wissen, was du da singst. Deshalb übersetze ich es dir.« Ich wühlte einen Kuli aus meiner Tasche und schrieb die englische Übersetzung unter den Text. »Möchtest du 'ne Zigarette, während du arbeitest?«, fragte Biba und ließ Wein in die beiden Gläser schwappen.

»Ich rauche nicht, danke.«

»Du hast *so* ein Glück«, sagte sie wehmütig und rutschte um den Tisch herum, damit sie über meine Schulter hinweg lesen konnte, was ich schrieb. Sie legte einen Arm um mich, sodass unsere Wangen sich aneinanderschmiegen, und formte die Worte mit dem Mund, als mein Stift sie zu Papier brachte. Soziale Distanz war offensichtlich ein Begriff, den sie nicht kannte. Dies in Kombination mit ihrer exzentrischen Kleidung und ihrer absoluten Unbefangenheit führte dazu, dass ich inzwischen ziemlich sicher war, an eine Verrückte geraten zu sein, faszinierend und entwaffnend anders als alles, woran ich gewöhnt war. Wenn ich die Augen schloss, war ihr Abbild unauslöschlich auf die Innenseite meiner Lider geprägt. Sie roch nach Shampoo und Zigaretten und noch etwas anderem, das ich nicht genau bestimmen konnte. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals jemandem so nah gewesen zu sein, der so menschlich und so weiblich roch.

»Zunächst mal, was ist denn das für ein komischer Buchstabe?«, fragte sie und zeigte auf ein Eszett.

»Das ist wie ein Doppel-S«, sagte ich. »Und du stehst mir

im Licht.« Ich ließ meinen Kuli hochschnippen und klopfte ihr damit auf die Nase. Sie rückte noch näher heran.

»Bist du immer so streng?«, fragte sie.

»Wenn ich unterrichte, ja. Als Nächstes werde ich es dir phonetisch aufschreiben, damit du genau weißt, *wie* du es aussprechen musst. Deutsch ist schwer zu lernen, aber die Aussprache ist so knifflig nicht. Hier ist nichts dabei, was du mit etwas Übung nicht sagen kannst.«

Sie las meine phonetische Fassung laut vor. Ich war überrascht von ihrem Selbstvertrauen und ihrer Fähigkeit, ihre scharfe englische Aussprache zu kaschieren. Mir ist aufgefallen, dass Leute oft versuchen, ihren Gaumen umzuformen, um ihn an eine Fremdsprache anzupassen, aber sie drückte einfach die Zunge nach oben, ohne dass ich es ihr erklärte, und brachte so die rauen Rachenlaute hervor.

»Wie mache ich mich?«, fragte sie, nachdem sie den Text zweimal gelesen hatte.

»Wirklich gut. Du musst an deinen langen und kurzen *us* arbeiten – da gibt es im Englischen keine echte Entsprechung –, aber das ist wirklich nur Übungssache.« Und ich ließ sie mit spitzem Mündchen ein paar Umlaute produzieren.

»Vielen, vielen Dank.« Sie faltete das Notenblatt zusammen und steckte es wieder ein, und dann stellte sie die Frage, die jeder stellt.

»Und wenn du keine Deutsche bist, wieso kannst du dann so sprechen?«

»Es fällt mir einfach leicht.« Ich hasste es zu erklären, was meine Mutter »mein Talent« und mein Vater »seine Rente« nannte. Biba zog sofort den üblichen Schluss.

»Ich verstehe«, sagte sie. »Es ist angeboren. Man kann es, oder man kann es nicht. Wie Schauspielern. Es ist eine Berufung.«

»Nicht ganz«, gestand ich. »Es liegt an der Arbeitsweise meines Gehirns.«

»Wie ein Sprachencomputer«, sagte sie, und jetzt kam sie der Sache ein wenig näher. »Eine automatische Übersetzungsmaschine. Wie der Fisch in diesem Buch, der alles übersetzen kann? Wie heißt der gleich?«

»Der Babelfisch«, sagte ich. Sie hatte den Spitznamen gefunden, den mein Vater für mich benutzte.

»Der Babelfisch, genau! Mein Bruder hat das Buch. Es hat einen gewissen Reiz für Nerds, nicht wahr?«

»Keine Ahnung«, sagte ich. Ich fragte mich, wie Bibas Frechheit mir stehen würde, und stellte fest, dass sie sich angenehm anfühlte. »Ich bin ja kein Nerd, ich bin ein Genie.«

»Kannst du freihändig einen perfekten Kreis malen?«

»Was? Ich glaube nicht, nein.«

»Solltest du mal versuchen. Das gilt als Zeichen dafür, dass jemand ein Genie ist«, sagte sie. »Leonardo da Vinci konnte es. Ich hab's als Kind immer wieder versucht, aber ich konnte es nicht. Ich war so enttäuscht, als mir schließlich klar war, dass ich kein Genie bin. Es würde mir gut stehen, oder? Aber du scheinst mir ziemlich normal für ein Genie zu sein. Du hast soziale Kompetenz.« Sie musterte mich von oben bis unten. Ich umfasste mein Weinglas mit beiden Händen, weil ich nicht wusste, was ich sonst mit ihnen tun sollte. Die Art, wie ihr Blick auf meinen ineinander verschränkten Fingern verweilte, verriet mir, dass sie Körpersprache so mühelos deuten konnte, wie ich zwischen Dialekten hin und her sprang. »Ich meine, sie ist noch ziemlich rudimentär, aber daran können wir arbeiten.« Sogar ihre Beleidigungen hatten einen charmanten Glanz.

»Na, dann nennen wir es doch einen Kompetenzaustausch«, sagte ich, und sie lachte mit mir. Ich löste die linke Hand von



Erin Kelly

Das Gift des Sommers

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47477-6

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2012

Ein altes Herrenhaus, zwei rätselhafte Geschwister und eine junge Frau, die in deren Bann gerät – und in einen tödlichen Alptraum ...

Karen ist eine ernsthafte junge Studentin, als sie 1997 an der Uni in London der jungen Biba Capel begegnet. Biba ist das genaue Gegenteil von Karen: Glamourös und lebenslustig führt sie zusammen mit ihrem geheimnisvollen Bruder Rex das Leben eines Bohemiens. In ihrem Zuhause, einem alten Londoner Herrenhaus, ist Karen bald ständiger Gast. Allmählich wird sie immer tiefer in die tragische Familiengeschichte der Geschwister hineingezogen, während sich die Idylle langsam in einen Alptraum verwandelt, der schließlich in einem Mord gipfelt. Erst zehn Jahre später enthüllt sich, was in jener Sommernacht wirklich geschah. Doch das Drama ist noch nicht zu Ende ...